Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

IV.

Briefwechsel der Königin Maria Antoinette.

Von

Heinrich von Sybel.

Correspondance inédite de Marie Antoinette publiée sur les documents originaux par le comte Paul Vogt d'Hunolstein. Paris 1864, Dentu.

Louis XVI, Marie-Antoinette et Madame Elisabeth. Lettres et documents inédits publiés par F. Feuillet de Conches. 2 Vols. Paris 1864, Plon.

Maria Thereſia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechſel während der Jahre 1770—1780. Herausgegeben von Alfred Ritter von Arneth. Paris Amy-Treuttel. Wien 1865, Braumüller.

Wer ſich mit der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution und ihren Quellen beſchäftigt, weiß, daß ſchon im Jahre 1835 die Revue rétrospective unter andern werthvollen Beiträgen eine Anzahl Briefe der Königin Maria Antoinette aus dem Jahre 1791 publicirt hat, die auf Befehl Napoleons im Jahre 1809 von Wien nach Paris gebracht und ſeitdem im dortigen Reichsarchive aufbewahrt worden ſind. An ihrer Authenticität war niemals ein Zweifel, mochte man auf ihre Provenienz oder auf ihren Inhalt ſehen; hätte es noch einer ſonſtigen Beſtätigung bedurft, ſo fand ich auch dieſe in den preußiſchen Geſandtſchaftsberichten jener Jahre aus Wien, welche die wichtigeren jener Dokumente nach dem Datum ihrer Ankunft und den Hauptpunkten ihres Inhaltes, überall mit dem Abdrucke der Revue übereinſtimmend, erwähnen. Die Perſönlichkeit der Königin tritt in den Briefen auf die bedeutendſte Art hervor, klug, kräftig, beſonnen, den höchſten Antheil einflößend. Für die geſchichtliche Auffaſſung der größ-

ten Fragen jener Zeit, der Stellung des französischen Hofes zu den fremden Mächten und der Haltung Kaiser Leopolds gegen die Revolution, geben die Briefe ganz entscheidenden Aufschluß. Sie zeigen unwidersprechlich die völlige Unrichtigkeit der landläufigen Annahme, daß Ludwig und Antoinette ähnlich wie die Emigranten eine Invasion Frankreichs durch fremde Heere betrieben, daß Leopold der Urheber eines großen Angriffsbundes gegen Frankreich und damit Veranlasser des Revolutionskrieges gewesen. Es war nur zu charakteristisch für die Art der Fabrikarbeit, welche damals in Masse über die Geschichte der Revolution geliefert wurde, daß von jener Correspondenz in Frankreich fast niemand Notiz nahm.

Wer die Briefe kannte, vernahm dagegen mit um so lebhafterem Interesse, daß Hr. Feuillet de Conches mit Fleiß und Erfolg eine reiche Autographensammlung angelegt habe, in der auch die Correspondenz Ludwig XVI und Marie Antoinettes auf das stattlichste vertreten sei. Jahr für Jahr wurde eine Veröffentlichung dieser Schätze erwartet; Goncourt in der Geschichte Antoinettes und neuerlich Lescure in dem Leben der Prinzeß Lamballe theilten sehr interessante Auszüge daraus mit; die Andeutung kam vor, daß in jener Sammlung die Geschichte der Revolution ein ganz neues Fundament erhalten würde. Um so größer war die Ueberraschung, als im vorigen Jahre ein ganzer Band von Briefen der Königin nicht durch Hrn. Feuillet de Conches, sondern durch einen dritten, den Grafen Hunolstein, veröffentlicht wurde. Der Titel sagte: publiée sur les documents originaux; die Vorrede erwähnte, Antoinette habe häufig mehrere Abschriften ihrer Briefe genommen, so daß es erklärlich sei, wenn jetzt derselbe Brief an mehreren Stellen zum Vorschein komme. Sonst fand sich der Herr Graf nicht bemüßigt, über die Erwerbung seiner Papiere Auskunft zu geben. Ein großer Theil des Bandes war angefüllt mit den durch die Revue bekannten Briefen; dazu kamen aber, mit dem Frühling 1770, also der officiellen Verlobung Antoinettes beginnend, eine Reihe von Zuschriften an die Kaiserin Maria Theresia, die Erzherzogin Marie Christine, den Kaiser Joseph, die Fürstin Lamballe, die Frau von Polignac, den österreichischen Gesandten, Grafen Mercy, sie alle des anmuthigsten Inhaltes, wie er einer so jugendlichen Prinzessin von lebhafter Auffassung, mäßiger Bildung und frischer Naivetät vortrefflich anstand. Ton und

Haltung dieſer Briefe waren allerdings von jenen der Revue ſehr verſchieden, doch ſchien dieß durch die Länge des dazwiſchen liegenden Zeitraumes und die furchtbaren Eindrücke der Revolution vollkommen erklärlich. Der Erfolg der Publication war groß, die meiſten Leſer und Leſerinnen entzückt und ergriffen. Irgend ein pedantiſcher Recenſent erinnerte wohl, daß das Schweigen des Grafen über ſeine Quellen nicht erfreulich ſei; auch ſeien einige Formalien nicht correct, die Unterſchrift der Königin ſei nicht Maria Antoinette geweſen wie hier, ſondern nur Antoinette; die Erzherzogin Maria Chriſtine ſei in der Familie nicht wie hier Chriſtine, ſondern immer Maria genannt worden — indeſſen das ſachliche Intereſſe der Briefe war zu erheblich, als daß ſolche kleine Ausſtellungen hätten in das Gewicht fallen können.

Wenige Monate nachher erſchien dann auch das Buch des Hrn. Feuillet de Conches. Der Verfaſſer trat um ein bedeutendes gewichtiger auf. Ich gebe hier, beginnt ſeine Vorrede, Briefe und Dokumente, die ich zwanzig Jahre hindurch in den Archiven Frankreichs, Oeſterreichs, Rußlands und Schwedens geſammelt habe; Archive alter Familien ſind mir zu Hilfe gekommen, perſönliche Erwerbungen haben die Sammlung vervollſtändigt. Der Verfaſſer klagt über die Maſſe der erdichteten Dokumente, die aus jener Zeit im Umlaufe ſind, und betont nachdrücklich, daß es nur einen Beweis der Aechtheit giebt, das Autograph. Im Buche ſelbſt erſcheinen zuerſt einige der ſchon durch Hunolſtein bekannt gewordenen Briefe, hier und da mit berichtigtem Datum und auch mit einem nach der Originalhandſchrift gereinigtem Texte. Dazwiſchen ſtehen kurze Briefe Ludwigs XVI, zwei Briefreihen der Madame Eliſabeth, einige bisher unbekannte Zuſchriften der Königin; mehrere Staatsmänner, Miniſter, Diplomaten ſind vertreten, auch die Briefe der Revue Retroſpective fehlen nicht. Die beiden bis jetzt vorliegenden Bände reichen bis October 1791. Bei einer großen Anzahl der Briefe iſt die Provenienz im einzelnen angegeben, z. B. bei der Correſpondenz der Prinzeß Eliſabeth; bei einer größeren aber müſſen wir uns auch hier mit der allgemeinen Verſicherung der Vorrede begnügen, ohne zu erfahren, ob die citirten Archive Hrn. Feuillet de Conches die autographen Originale für ſeine Sammlung mit geſetzwidriger Freigebigkeit geſchenkt haben, oder warum derſelbe, wenn er nur Abſchrift genommen, unter

den ihm vorliegenden archivalischen Schätzen sich auf die Copie so weniger und so wenig bedeutender Stücke beschränkt hat. Denn daß die geschichtliche Erkenntniß jener Zeit durch diese neue Publication, erheblich bereichert worden wäre, könnte man in keiner Hinsicht behaupten. Daß Ludwig XVI nach seiner Thronbesteigung die Dubarry fortgeschickt und neue Minister angestellt habe, wußte man auch bisher: über die Motive und die Personen, die ihn bei der Auswahl der letztern geleitet, sagen auch die hier gedruckten Briefe nichts neues. Aus dem Halsbandproceß lehrt ein Brief Ludwigs, daß er dem Cardinal Rohan gezürnt, ein Brief Antoinettes, daß sie über das Urtheil des Parlaments betrübt gewesen. Daß über Calonne und die Notabeln von 1787 das Pariser Reichsarchiv eine Menge wichtiger Briefe und Denkschriften bewahrt, wissen wir seit 1846 aus Rankes trefflicher Arbeit über die Notabeln (Schmidt Zeitschrift für Geschichte Band V); Herr Feuillet de Conches hat davon nichts aufgetrieben, als einige sehr gleichgiltige Zuschriften Ludwigs an Calonne und den Siegelbewahrer. Ueber das Ende des Ministerium Briennes und die Wiederberufung Neckers verbreitet sich in eingehender Weise eine Reihe von Briefen der Königin, Mercys, Briennes: sie wären an sich lehrreich und wichtig, hätte nicht schon ein gleichzeitiger Autor, Soulavie, den Inhalt derselben aus Briennes Papieren bekannt gemacht. Etwas besser als in diesen Beispielen aus der Geschichte des alten Regime verhält es sich dann weiter in den ersten Jahren der Revolution: aber wer, wie nach seiner Angabe Hr. Feuillet de Conches, zu den Archiven von Petersburg, Wien und Paris Zutritt hatte, wäre verpflichtet gewesen, nicht mit so dürftigen Brosamen hervorzutreten.

Indessen folgte auf Feuillets Buch sehr bald das Arnethsche, und wer es gelesen, fand sich sofort zu noch ganz andern Reflexionen über die beiden französischen Sammlungen veranlaßt. Arneth giebt, wie es dem wissenschaftlichen Herausgeber geziemt, die genaueste Auskunft über den Bestand seiner Dokumente. Dieselben beruhen sämmtlich im Wiener Archive, die Briefe Antoinettes im Originale, jene Maria Theresias in Abschriften, die von dem Secretär der Kaiserin jedes Mal vor der Absendung des Briefes angefertigt worden sind. Leider sind einige Nummern der Reihe verloren, einige wegen des

höchst intimen Inhaltes nicht abgedruckt worden; von den veröffentlichten Briefen ist der erste von Antoinette wenige Wochen nach ihrer Hochzeit, der letzte von der Kaiserin wenige Wochen vor ihrem Tode geschrieben.

Vergleicht man die Sammlung mit den beiden französischen, so zeigt sich zuerst, daß Arneth aus den Jahren 1770 bis 1780, 92 Briefe Antoinettes mittheilt, dagegen aus derselben Zeit Hunolstein 45 und Feuillet 21. Es zeigt sich weiter, daß aus der deutschen Sammlung nur ein einziger Brief in den französischen vorkommt, die übrigen 91 den französischen Herausgebern ebenso unbekannt waren, wie dem Wiener Archive die etwa fünfzig andern Briefe der Hrn. von Hunolstein und Feuillet. Es wird ferner schon aus einer raschen Lectüre einerseits klar, daß die neunzig Briefe der deutschen Sammlung vom ersten bis zum letzten ein und dasselbe Gepräge, eine und dieselbe Denk- und Redeweise der Verfasserin zeigen; es wird auf der anderen Seite nicht minder klar, daß die fünfzig den beiden Franzosen eigenthümlichen Briefe ebenso unverkennbar von einem und demselben Autor herrühren, von einer und derselben Hand, man möchte sagen, mit derselben Feder niedergeschrieben sind; endlich aber wird es nur zu schnell gewiß, daß diese Hand nimmermehr die Hand der Königin Maria Antoinette gewesen ist. Der Gegensatz ist so evident, so grell, daß er allein hinreichen würde, gegen die Aechtheit der in Paris gedruckten Briefe die schwersten Bedenken zu erwecken. Herrn Arneth scheint die Sache so deutlich zu sein, daß er kein Wort zum nähern Erweise für nöthig erachtet hat. Und doch, sollte man es für möglich halten, alle die Originale des Herrn Grafen Vogt von Hunolstein, alle die Autographen der berühmten Sammlung des Herrn Feuillet de Conches, sie alle sollten das Werk eines Fälschers sein? Sollte es wirklich keine Möglichkeit geben, die Briefe beider Gattungen mit einander zu verbinden? nicht wenigstens einige der französischen Stücke als ächt zu erretten?

Versuchen wir, uns das Verhältniß im einzelnen klar zu machen. Ein Moment von entscheidender Wichtigkeit in dem Lebensgange Antoinettes war, wie sich versteht, der Tod Ludwigs XV, die Thronbesteigung ihres Gemahls, 10. Mai 1774. Hunolstein hat denn nicht weniger als acht Briefe vom 30. April bis zum 18. Mai, worin

Antoinette von jeder Wendung der Krankheit, von den nähern Umständen des Todes, von den ersten Augenblicken ihres königlichen Daseins mit fliegender Feder abwechselnd der Mutter und den Geschwistern Bericht erstattet. Es sind meistens kurze Zettel, die in der höchsten Aufregung die Notizen der betreffenden Stunde hinwerfen, dazwischen leidenschaftliche Ausrufe des Schmerzes, der kindlichen Liebe, des Schreckens vor der neuen Regierungslast, der Sehnsucht nach Hilfe und Berathung. Die ganze Familie, schreibt sie am 30 April, ist von Schauder erfüllt, ich bin krank davon, der Dauphin starr vor Furcht. Das Uebel wird schlimmer, heißt es am 5. Mai, möge Gott uns helfen, ich küsse ehrfürchtig Ihre Hand und empfehle uns alle Ihren Gebeten. Am 8. beschreibt sie, wie man dem Könige das Sacrament gebracht, unter Assistenz der königlichen Familie, des ganzen Hofes und der Minister, dann allgemeines sprachloses Weinen, man betrachtet sich der eine den andern, ohne sich zu erblicken. Den 10.: Gott sei mit uns, der König ist um Mittag gestorben, nachdem er gestern die letzte Oelung mit herrlicher Frömmigkeit empfangen: was soll aus uns werden, der Dauphin und ich wir sind erschreckt, so jung zu regieren. Am 11. bittet sie ihren Bruder Joseph, mit gefaltenen Händen, ihr seine Erfahrung als Führerin dienen zu lassen beim Eintritte in diese klippenerfüllte Zukunft. Gleichzeitig klagt sie der Mutter die völlige Unerfahrenheit des Dauphins, der jetzt zwar etwas Haltung gewonnen habe, aber immer wieder zu ihr komme, um mit ihr zu weinen; sie recapitulirt dann die Krankheitsgeschichte Ludwigs XV, bedauert ihn, der die ärgste Todesfurcht gehabt, daß er bis zum letzten Moment das Bewußtsein behalten; sie selbst hat übrigens große Angst vor den Pocken und drängt den Gemahl wiederholt, sich impfen zu lassen; endlich beklagt sie sich etwas über das Schweigen des Königs, der sich auf ihre Andeutungen über die Wiederanstellung Choiseuls nicht recht einlassen wolle. Den 13.: die Dubarry ist für einige Zeit in ein Kloster gesteckt; sie war schlecht aber nicht boshaft, ihre Familie ist niederträchtiger als sie selbst; es regnet bereits Denkschriften der großen Politiker über die Rettung des Staates — dann schließt sie: liebste Schwester, warum machst du nicht eine kleine Reise hierhin; mein Gott, ich Königin und so jung, es ist ganz entsetzlich. Und in ganz ähnlicher Weise plaudert sie den 18. über eine Er-

krankung der Tanten, über die trefflichen Gesinnungen ihres Gemahles.

Mit dem allen vergleiche man nun bei Arneth den Brief an die Kaiserin vom 14. Mai. „Mercy wird Ihnen die Einzelnheiten unseres Unglückes mitgetheilt haben;" so beginnt sie, nur auf Mercy, nicht auf eigene frühere Zuschriften nimmt sie Bezug; „glücklicher Weise war der König seiner bewußt bis zum letzten Moment und sein Ende sehr erbaulich. Der neue König scheint die Liebe seines Volks zu besitzen; er hat 200000 Francs unter die Armen vertheilen lassen; seit dem Todesfall arbeitet er und correspondirt er unaufhörlich. Gewiß, er ist sparsam und wünscht sein Volk glücklich zu machen. Ueberall zeigt er Trieb und Bedürfniß zu lernen, Gott wird seinen guten Willen segnen." Dann erwähnt sie kurz, daß man „die Creatur" und alles was diesen scandalösen Namen trägt, fortgeschickt habe; sie werde jetzt oft aufgefordert, den König zur Milde gegen sie zu ermahnen; sie sei auch geneigt dazu, aber diese Ideenreihe bringe sie auf Esterhazy, — und nun folgt eine lange Erörterung zu Gunsten dieses Ungarn, der die Kaiserin erzürnt hatte. Nach einer raschen Erwähnung der Tante Adelaide redet sie wieder von Wiener Bekannten und erzählt, daß sie mit Vergnügen einen Lothringer zu ihrem Almosenier ernannt habe. Sie schließt mit einem Satze warmen Dankes an die Mutter, die ihr diese glänzende Lebensstellung verschafft habe. Der junge König fügt eine kurze Nachschrift hinzu, spricht seine Anhänglichkeit aus, möchte sehr gern in diesen ersten sorgenvollen Augenblicken ihren Rath haben, dankt ihr für ihre Tochter, mit der er so zufrieden ist, wie man sein kann. Antoinette wieder entschuldigt, daß er nicht einen besonderen Brief geschrieben, er habe aber so viel zu thun und sei sehr schüchtern; sein Schlußwort zeige, daß er bei aller Zärtlichkeit sie nicht durch fade Complimente verderbe.

Nimmt man hiezu noch die Entgegnung der Kaiserin vom 30. Mai, worin sie den eben excerpirten Brief in allen Theilen Satz für Satz beantwortet und dabei ganz ausdrücklich bemerkt, daß man sonst seit dem 10. in Wien keine Nachricht vom französischen Hofe erhalten hätte: so wird es keines weiteren Beweises bedürfen, daß die ganze Reihe der Hunolsteinschen Schreiben vom 30. April bis zum 18. Mai niemals existirt hat, daß sie vom ersten bis zum letzten Worte erfun-

den ist. Es ist nicht nöthig, die einzelnen Irrthümer des Fälschers aufzuzählen — die Begleitung des Sacraments durch die königliche Familie, das milde Urtheil Antoinettes über die Dubarry, ihr Bedauern über die Todesfurcht Ludwigs XV, ihr Drängen auf die Impfung Ludwigs XVI, (während die Mutter sie am 1. Juni beglückwünscht, daß sie zu dem mißlichen Schritte nicht mitgewirkt habe): all dessen bedarf es nicht mehr bei der urkundlichen Gewißheit, daß Antoinette im Mai nur den einen Brief vom 14. an ihre Familie abgeschickt hat.

Acht Erfindungen, acht Fälschungen auf einen Zug. Und gleich hier ist die Bemerkung zu wiederholen: der Styl dieser Pseudo-Antoinette ist ganz und gar derselbe in all den fünfzig Briefen der beiden französischen Herausgeber, und ganz und gar verschieden von dem der Wiener Sammlung.

Doch setzen wir die Vergleichung im einzelnen fort.

Im Jahre 1771 ist es ein stets wiederkehrendes Thema bei Maria Theresia, daß die Tochter nicht freundlich und höflich genug gegen die Dubarry sei. Antoinette hat letztere gleich im ersten Briefe bei Arneth la créature la plus sotte et la plus impertinente du monde genannt und zeigt ihr mit Zustimmung des Dauphins schweigende und kühle Höflichkeit. Die Kaiserin fürchtet davon die schlimmsten Folgen und mahnt, Antoinette solle sich nicht in solchem Grade durch die Tanten Adelaide, Victoire und Sophie beeinflussen lassen. Nach mehrfachem Hin- und Herschreiben erklärt die Dauphine endlich, sie sei zwar intim befreundet mit den Tanten, lasse sich aber in Ehrensachen doch von niemand bestimmen. Juli bis November 1771.

Was soll man nun sagen, wenn diesen Thatsachen gegenüber die Hunolsteinsche Antoinette am 7. December 1771 der Mutter schreibt, der König sei sehr gütig gegen sie, über die Stimmung der Tanten, die bald demonstrativ, bald spöttisch und kalt sich zeigen, habe sie sich noch keine Rechenschaft gegeben, vielleicht beurtheile sie sie falsch. Ueber Madame du Barry habe sie der Mutter noch nie Erwähnung gethan; je me suis tenue devant la faiblesse avec toute la réserve que vous m'aviez récommandée. Auf allen Punkten steht Hunolsteins Antoinette in flagrantem Widerspruche zu der ächten. Der

Briefsteller hat ohne Zweifel der prüden Maria Thereſia jene Herablaſſung zur Dubarry nicht zugetraut, trotz der frühern Correſpondenz mit der Pompadour; und was die Tanten betrifft, ſo giebt der Brief ein Bild ihres Benehmens, wie man es aus der Erzählung der Frau von Campan zum Jahre 1770 vielleicht ſich entwerfen könnte.

Nicht richtiger als das Verhältniß zur Dubarry und den Tanten iſt jenes zu Prinzeß Eliſabeth behandelt. Eine lange Erzählung über dieſelbe giebt ein angeblicher Brief der Königin, bei Hunolſtein vom 16. Auguſt 1775, bei Feuillet vom 16. April 1778; ſo ſei er, bemerkt der genaue Herausgeber, im Autograph datirt. Die Königin erzählt darin ausführlich von dem heftigen und rauhen Charakter ihrer Schwägerin Eliſabeth; nach einiger pädagogiſchen Bearbeitung ſei derſelbe plötzlich umgeſchlagen, nach der Heirath der Prinzeß Clotilde; ſeitdem ſei Eliſabeth in ſtärkſten religiöſen Eifer und wolle Nonne werden; der König aber wolle davon nicht hören, ſo habe ſie, die Königin, ihn auf den Gedanken gebracht, der Prinzeß vor der gewöhnlichen Zeit einen beſondern Hausſtand einzurichten, um ſie auf andere Gedanken zu bringen, und für Ludwig ſei das einleuchtend geweſen.

Dieſe lebhaft vorgetragene Geſchichte kann nun zunächſt nicht im Sommer 1775 geſchehen ſein. Am 14. Juli ſchreibt nämlich die Königin ihrer Mutter, daß ſie von dem weichen Gefühle Eliſabeths entzückt ſei. Nach Clotildens Abreiſe, 28. Auguſt, iſt Eliſabeth aus Kummer über den Abſchied krank geworden, und die Königin hat ſie ſo lieb gewonnen, daß ſie ſich zu ſehr an ſie zu attachiren fürchtet, während ſie doch in Eliſabeths Intereſſe eine frühe Verheirathung wünſchen muß; es iſt dann auch Rede von einer Verlobung nach Portugal, obwohl Eliſabeth erſt eilf Jahre alt iſt. In die Reihe dieſer Daten paßt Hunolſteins Brief ſchlechterdings nicht hinein. Wir kommen alſo auf Feuillets Autograph, auf April 1778. Aber auch dort iſt der Brief ebenſo unmöglich, wie drei Jahre zuvor. Die Königin ſchreibt an die Mutter am 25. März und am 19. April, und die Antwort Maria Thereſias zeigt unwiderleglich, daß kein drittes Schreiben vom 16. ihr zugekommen iſt. Dagegen erwähnt die Königin am 5. Mai den Plan, der jungen Prinzeß einen beſondern Hausſtand zu geben, aber nicht wie die Pſeudo-Antoinette als Gegengift gegen Kloſtergedanken, ſondern wegen der Schwangerſchaft der Königin und

der Unmöglichkeit, Elisabeths Erziehung mit der des erwarteten Königskindes zu verbinden.

Selbst mit diesem Kinde steht die königliche Mutter bei Hunolstein auf ganz anderem Fuße, als bei Arneth. Bei jenem schreibt sie am 14. April 1779, daß sie mit dem Könige, Elisabeth und den Schwägerinnen in Trianon mitten unter den prächtigsten Blumen eingerichtet sei; nach ihrer Qualität als Mutter halte sie ihre Tochter für das schönste Kind in Frankreich; der König sei derselben Ansicht und behaupte, die Kleine habe ihm schon einmal zugelächelt; moi je trouve qu'elle ne fait encore que la moue mais une moue si gentille. Das anmuthige Bild hat leider keinen realen Bestand. Die wirkliche Antoinette siedelte im Laufe des April nach Trianon über, weil sie an den Rötheln erkrankt war und deßhalb für drei Wochen von dem Könige, der die Krankheit noch nicht gehabt hatte, getrennt sein mußte. Mit der Tochter wohnte sie dann noch am 15. Mai nicht zusammen, sie vielmehr in Marly, das Kind in Versailles, doch durfte sie es damals wieder ab und zu besuchen.

Diese Beispiele sämmtlich lassen, wie man sieht, weder Zweifel noch Widerspruch zu. Es fragt sich, wie weit wir aus ihnen auf den Werth der übrigen Stücke schließen dürfen: in dieser Hinsicht fügen wir einige weitere Bemerkungen hinzu. Am 27. Juli 1770, bei Feuillet, meldet Antoinette der Schwester, daß sie eben im Begriffe sei, nach Compiegne überzusiedeln; in Wirklichkeit war diese Uebersiedelung schon am 18. geschehen. Hunolstein setzt den Brief zu 1773, damals aber war der Hof schon seit dem 17. in Compiegne, und der sonstige Inhalt des Briefes zeigt deutlich, daß der Urheber die Verhältnisse der früheren Zeit vor Augen gehabt hat. Wenn dann der chronologische Fehler weiter in einem Schreiben vom 28. August 1770 festgehalten wird, und Antoinette nochmals bemerkt, sie sei seit Ende Juli in Compiegne, so erkennt man aufs neue, wie die Fabrication dieser Briefe planmäßig und von einer Hand betrieben worden ist. Man nimmt es weiter wahr an einigen Lieblingsthemen, die unaufhörlich wiederkehren, während sie in der ächten Correspondenz schlechterdings keine Erwähnung finden. Fort und fort klagt in den Pariser Sammlungen Antoinette über die Lästigkeit der Etikette und ferner über die Wahrnehmung, daß sie in der königlichen Familie nicht als

Französin sondern als Fremde betrachtet werde. Wie die Verhältnisse lagen, kann man nicht die sachliche Unmöglichkeit solcher Aeußerungen behaupten: immer wird man einräumen, daß es ein wunderlicher Zufall ist, der in der Pariser Sammlung nicht bloß die im Wiener Archive nicht vorhandenen Briefe sondern auch die dort nicht vorkommenden Gedanken zu Haufen gebracht hat. Während in den ächten Briefen, dem vertraulichen Verhältnisse einer Familiencorrespondenz entsprechend, stets die kleinen oder großen Vorkommnisse der letzten Tage erwähnt werden, stets das concrete, zuweilen sehr vertrauliche Detail, bald unbekannte und interessante, bald unbedeutende und für dritte Personen ganz gleichgiltige Einzelnheiten: sind die Pariser Briefe durchweg pikant, wirken durch den Contrast zwischen der officiellen Stellung Antoinettes und der oft soubrettenhaften Naivetät ihrer Aeußerungen, aber lehren uns dafür sehr wenige Specialien, die nicht schon aus den Memoiren der Fran von Campan längst bekannt wären. Ja nicht selten ist nach der Form des Ausdruckes geradezu die Entlehnung aus diesem Buche unverkennbar, indem die Campan die betreffende Sache mit zutreffendem Ausdrucke und in richtigem Zusammenhange erzählt und der Briefsteller sie in schlechterer Form, an falscher Stelle, mit offenbarem Mißverständniß wiederholt. Man vergleiche z. B. bei Hunolstein den Brief vom 14. Februar 1771, wo die Erwähnung Metastasios und die Schilderung der drei Tanten ganz mit Campan S. 21, 28, 29, 41, 58 zusammentrifft, und die kurzen Sätze über Tante Sophie schlechterdings erst verständlich werden, wenn man die Angaben der Campan, aus denen sie abgekürzt sind, hinzunimmt. Weiter giebt Hunolstein neun Briefe an die Erzherzogin Maria Christine, August 1772 bis April 1774, unmittelbar vorausgehend jenen fingirten Schreiben über den Tod Ludwigs XV. Alle neun sind mit kleinen Mädchenplaudereien erfüllt, Klagen über die Etikette, über das monotone Leben (die ächte Antoinette sagt freilich 26. October 1772: quoique le temps soit fort rempli ici, je lis au moins un peu tous les jours) — und einzelnen Hofgeschichten und Personalnotizen. Diese Specialien sämmtlich sind im dritten Capitel der Campan anzutreffen, die Schilderung Clotildens und Elisabeths, die lange Nase des Grafen Artois, die gemeinsamen Mahlzeiten und das Privattheater der Prinzen. Zwei weitere Briefe an Christine besprechen 1777 den Besuch Kaiser

Josephs II in Versailles; kaum ein Satz findet sich darin, dessen Quelle nicht in den Memoiren, Capitel 8, nachzuweisen wäre. Die Campan erzählt S. 185, beim Besuche der Oper habe Joseph im Fond der Loge unsichtbar bleiben wollen, die Königin aber ihn mit einiger Gewalt an die Brüstung geführt und dem Publicum gezeigt, dieß habe gejubelt und ähnlich wie bei einem früheren Anlasse einen Chor da capo begehrt, der im Drama die Königin verherrlicht. Der Briefsteller macht daraus die Erzählung: der Kaiser drückte sich in den Fond, aber bei einem morceau décisif zog ich ihn hervor und bewirkte damit den größten Applaus. Die Umdeutung des Originals ist klar. Der Briefsteller meldet weiter am 19. Mai: Joseph zeigt großes Wohlwollen für Elisabeth, qui est maintenant charmante de caractère et fort grandie; die Campan sagt: Joseph zeigte Interesse für Prinzeß Elisabeth, qui sortait alors de l'enfance et avait toute la fraîcheur de cet âge. Der Briefsteller erzählt: ich muß mich dem Gebrauche des öffentlichen Mittagsessens unterwerfen, der mir schrecklich ist — die Campan erwähnt S. 101, der Gebrauch des öffentlichen Mittagsessens sei Antoinetten sehr zuwider gewesen, doch habe sie sich ihm unterworfen. Den Zusatz der Campan: so lange sie Dauphine gewesen, hat der Fälscher übersehen; dafür aber aus Campan S. 72 die Bemerkung angereiht, daß sie die Familiensoupers mit der größten Ausdauer aufrecht erhalte. Dann kommt er wieder auf Tante Adelaide: ich finde mich in dem Argwohne bestärkt, daß sie mir den Verlust der ersten Stelle am Hofe nicht verzeiht, den sie durch meine Ankunft erlitten — eine Wahrnehmung, die bei der Campan S. 72 mit Bezug auf die erste Zeit der Dauphine, 1770, ebenso natürlich erscheint, wie sie sieben Jahre später bei der Königin undenkbar ist. Nach einer inhaltsleeren Notiz über Tante Victoria und Monsieur folgt dann ohne irgend einen Uebergang zwischen zwei Gedankenstrichen der Satz: Non, mais taisez-vous, voilà ma reponse, mais tout maintenant fait espérer le contraire. Es ist der einzige Satz in den Pariser Sammlungen, der sich auf die Aussichten Antoinettes Mutter zu werden bezieht, und man wird einräumen, daß er bei weitem mehr im Geschmacke moderner Leserinnen gedacht ist, als in der ächten Correspondenz die zahlreichen, unverblümten, völlig geschäftsmäßigen Besprechungen desselben

Gegenstandes (z. B. 15. November 1771: il m'aime beaucoup et finira tout lorsqu'il aura moins d'embarras u. dgl. m.). Endlich bringt der Brief eine Erörterung über das beliebte Thema der lästigen Etikette. L'étiquette extérieure, soll Antoinette geschrieben haben, est souvent bien génante, mais le roy veut que je m'y conforme par dignité, et cela se comprend: c'est l'étiquette de la chambre et toute intérieure qui m'est odieuse, il y a des détails qui m'obsèdent, si je vous voyais, j'aurais long à vous dire là dessus. Man kann ungefähr errathen, was unter den Worten étiquette extérieure oder intérieure verstanden werden soll; eine ganz andere Frage aber ist, ob man einen so schielenden und schlechterdings nicht technischen Ausdruck der Königin selbst zutrauen darf? Und nun vollends die abscheulichen Details, die sie nicht schreiben mag, und höchstens in vertraulichem Gespräche mittheilen würde: solche für eine Frau nicht wohl zu erörternde Dinge kommen bei den noch so lästigen Regeln der Etikette nicht vor, höchstens bei einem Wochenbette, wovon hier ja, wie wir eben sahen, die Rede nicht sein soll. Die Memoiren der Campan lösen auch diese Schwierigkeiten. Sie erzählt die berühmte Geschichte von dem Hemde, welches die Königin anziehen soll und frierend eine Viertelstunde erwarten muß, weil immer eine neue höhere Hofcharge eintritt, die das Recht in Anspruch nimmt, das Hemd der Königin zu überreichen. Dieß ist das Detail qui m'obsède, und das moderne Publicum, für welches der Briefsteller arbeitet, findet es natürlich anmuthiger, daß die Königin ihre Hemdennoth nicht schriftlich erörtert. Die Campan bemerkt weiter (Memoiren I 99): en parlant d'étiquette je ne veux pas désigner cet ordre majestueux établi dans toutes les cours pour les jours de cérémonies, je parle de cette règle minutieuse qui poursuivait nos rois dans leur intérieur le plus secret. Dieß ist verständig und verständlich; es ist das untadelhafte Original, nach dem der Briefsteller seinen Satz von der étiquette extérieure und der étiquette toute intérieure gebildet hat.

Es wäre leicht, die Zahl dieser Beispiele zu vermehren — aus der Campan ist die Klage über das regner si jeune, 10. Mai 1774, über die Bezeichnung Trianons als Klein-Wien, 8. Oct. 1775, die

Anrede an die Tochter nach deren Geburt, Ende December 1778, das Lied der Poissarden über den Dauphin, 21. Nov. 1781 — doch ich breche ab, um den Leser nicht durch weitere Beweise einer an sich evidenten Thatsache zu ermüden. Wir haben bemerkt, daß von reichlich einem Viertel der hier in Betracht kommenden Briefe die Unächtheit mit zwingenden Gründen zu erweisen ist. Diese Stücke reichen durch den ganzen Zeitraum, um den es sich handelt; sie enthalten Zuschriften an alle Mitglieder der kaiserlichen Familie, mit denen die Königin überhaupt in den Pariser Sammlungen verkehrt; und auf das genaueste stimmen die andern Nummern jeder dieser Correspondenzen in Ton und Ausdrucksweise mit den erwiesenen Fälschungen überein. Auf der anderen Seite aber ist die Antoinette der Arneth-schen Briefe eine völlig andere als die der Hunolsteinschen und Feuilletschen. Jene ist ruhiger, vornehmer, wenn man will, trockner in der Art ihrer Mittheilungen, dafür aber gehalten, besonnen und in der zärtlichen Ehrfurcht gegen die Mutter höchst liebenswürdig. Man erfährt von ihr viele unerhebliche Einzelnheiten, aber gelegentlich wichtige und lehrreiche Thatsachen, wie z. B. ihre Betheiligung an der Diplomatie von 1778, ihre Abneigung gegen Turgot, ihren Zorn auf die englische Verfassung. Dagegen ist die Antoinette der Pariser Sammlungen amusant, cokett, nachlässig graziös; hundertmal meint man die Conversation einer vornehmen Dame in einem modernen Pariser Lustspiele allerdings von etwas niedriger Gattung zu vernehmen; im Inhalte ihrer Mittheilungen beschränkt sie sich auf die bekanntesten Dinge und nimmt es nicht immer genau mit Styl und Chronologie. Auch wo nach der Unzulänglichkeit unseres Materiales positive Einzelnbeweise der Unächtheit fehlen, entscheidet der Gesammtcharakter dieser Haltung. Die Briefe der Königin vor der Revolutionszeit, wie sie bei Hunolstein und Feuillet stehen, sind aus den beglaubigten Materialien der Geschichte sämmtlich auszuscheiden.

Es bedarf nicht erst der Bemerkung, daß wir Hrn. Feuillet de Conches beipflichten, wenn er bei jeder Streitfrage über die Aechtheit eines Actenstückes das höchste Gewicht auf die Vorzeigung des Autographs legt, und daß wir von seinem besten Glauben an seine Autographensammlung vollständig überzeugt sind. Aber er ist nicht der erste Sammler, dessen Eifer das Opfer eines Betrügers geworden

ist, und der Fälscher, der ihn getäuscht hat, ist keineswegs ein Stümper gewesen. Freilich mit der historischen Kenntniß, auf die er sein Werk gebaut, hat er es sich leicht gemacht; außer der Campen hat er höchstens eines oder das andere der gleichzeitigen Tagesblätter zu Rath gezogen und dann nach der hier geschöpften Vorstellung der jungen, unerfahrenen, lebenslustigen Königin geschrieben. Aber trefflich hat er es verstanden, diese Maske nach allen Seiten, in den Briefen an Mutter, Schwester, Bruder, Freundin, festzuhalten, und, was immerhin ein literarisches Verdienst ist, er hat es verstanden, unter dieser Maske das Wohlgefallen seines Publicums und vor allem das Herz der Herren von Hunolstein und Feuillet de Conches zu gewinnen.